

Mein Corona

(Stellungnahme vom 2.10.2022)

Im November letzten Jahres erkrankte ich an Corona, und zwar an der noch ziemlich bösartigen Delta-Variante. Bevor jetzt hier die dogmatische Frage auftaucht, ob ich denn nicht geimpft war: nein. Und das bin ich nach wie vor nicht. Darauf möchte ich zunächst hier eingehen.

Meine Haltung zur Impfung

Zunächst machte man uns die Hoffnung, dass man mit einer Impfung geschützt sei, kein Corona mehr bekommen und niemanden anstecken würde, und dann alles wieder wie vorher ist. Schließlich hieß es, eine Impfung reiche nicht, eine zweite kam hinzu, dann der Booster, schließlich die vierte Impfung, die aber auch nicht vor der Ansteckung schützt und mit der man die Krankheit trotzdem weitergibt. Und wer weiß, wann es die fünfte, sechste, siebte gibt...

Dafür wurden die Menschen damit beruhigt, dass bei Geimpften die Krankheit weniger schwerwiegend sei. Das ist aber keineswegs bewiesen – auch bei mir konnte man nicht absehen, ob ich mit Impfung weniger schwer erkrankt wäre.

Der mRNA-Impfstoff wurde in verblüffend kurzer Zeit entwickelt, so kurz, dass nicht einmal Zeit war, ihn klinisch so zu erproben, wie das bei allen anderen Medikamenten vorgeschrieben ist. Daher gibt es auch nur eine Notzulassung. Die Tatsache, dass der Hersteller keine Haftung übernehmen muss, spricht für mich Bände.

Würde die Covid-Impfung mit einem Totimpfstoff durchgeführt werden, könnte auch ich mich eventuell dazu entschließen. Mit Totimpfstoffen, wie der üblichen Grippe-Impfung, Tetanus, Pocken oder Gelbfieber hat man jahrzehntelange Erfahrungen und kennt auch die Langzeitnebenwirkungen.

Diese offenbaren sich bei der Covid-Impfung erst so nach und nach, und die halte ich für überaus bedenklich. Wie viele junge, gesunde Menschen (z.B. trainierte Sportler) sind in letzter Zeit nach der Impfung plötzlich einfach tot umgefallen. Ich selbst kenne einige Fälle von plötzlich und unerwartet Verstorbenen. Dass es mittlerweile dafür sogar einen medizinischen Begriff gibt: SADS – „sudden adult death syndrom“ (so wie beim Plötzlichen Kindstod) lässt da schon tief blicken – und die Zahlen der Übersterblichkeiten steigen immer weiter.

Vor allem die Häufung von Herzkrankheiten, Schlaganfällen und Embolien macht mich stutzig. Ich muss seit Jahren Blutverdünner nehmen, da ich thrombosegefährdet bin. Alleine daher werde ich mir solch einen unausgegorenen, unsicheren Impfstoff nicht spritzen lassen. Ich verlasse mich da eher auf mein Immunsystem.

Die Erkrankung – als Notfall ins Krankenhaus

Wie gesagt, ich habe auch Covid bekommen und zwar in ungewöhnlich bösartiger Form, aber ob das mit Impfung besser verlaufen wäre, kann mir niemand sicher sagen.

Es war Ende November 2021. Nach positivem Covid-Test sollte ich zehn Tage Quarantäne einhalten. Meine Frau war gleichzeitig erkrankt, aber in einer anderen Form. Sie litt vor allem unter Übelkeit, Magenbeschwerden und Durchfall. Bei mir wurde wohl sofort die Lunge angegriffen, mit Fieber und Husten. Die typischen Geruchs- und Geschmacksirritationen kamen hinzu.

Nach einer Woche wurden die Symptome bei mir immer schlimmer, ich litt auch unter Schlaflosigkeit, und als ich dann wirklich mal wegdämmerte, war meine Frau – deren Zustand auch noch sehr schlecht war – froh, dass ich endlich mal tief schlief, bis sie nach ein paar Stunden feststellen musste, dass ich nicht schlief, sondern bewusstlos war. Das Bewusstsein habe ich dann auch nicht wiedererlangt, sodass sie den Notarzt holte.

Den folgenden Verlauf schildere ich nun nach der Beschreibung meiner Frau und nach den mir vorliegenden Krankenhaus-Unterlagen, da ich den selbst nicht bewusst erlebte.

Es kam ein Krankenwagen mit einem Sanitäter und dem Notarzt, die meine Frau erst einmal anmotzten, dass sie in ihrer Wohnung keine Maske trug. Bei mir diagnostizierten schon ein fortgeschrittenes Delirium. Meine Sauerstoffsättigung betrug gerade mal 27%. Normal ist 97%, bei unter 80% muss man schon ins Krankenhaus. Sie wollten mich eigentlich direkt zur Klinik bringen, mussten mich aber erst einmal eine Stunde lang stabilisieren und mit Sauerstoff versorgen, bis meine Blutsättigung dann zumindest 47% betrug und ich transportfähig war. Da die beiden Männer nicht ausreichten, mich zum Wagen zu transportieren, kam dann noch ein zweiter Krankenwagen mit drei Mann zum Tragen. Es war also schon ein ganz gehöriger Auflauf vor unserem Haus.

Im künstlichen Koma – Beatmung

In der Klinik wurde ich direkt ins künstliche Koma versetzt. Unter diesem Koma, das insgesamt sieben Wochen aufrecht erhalten werden musste, hat man mich künstlich beatmet und durch Infusionen mehr schlecht als recht ernährt. Die Beatmung erfolgte zunächst mit einem dicken Schlauch durch den Mund. Erschwerend kam bald hinzu, dass ich eine erste Lungenentzündung bekam, die aber glücklicherweise bald eingedämmt werden konnte. Leider folgte dieser eine zweite, schlimmere, sodass die Ärzte entschieden, die Notfall-Beatmung durch eine Tracheotomie, einen Luftröhrenschnitt weiterzuführen. Nachdem dann endlich die zweite Lungenentzündung im Griff war, kam schließlich eine dritte hinzu, die dann durch multiresistente Keime verursacht. An der haben die Ärzte dann eine ganze Woche lang herumlaboriert, bis sie endlich besiegt war. Mir ging es immer schlechter. In der ganzen Zeit hing mein Leben an einem seidenen Faden – da machte man meiner Frau schon keine großen Hoffnungen mehr. Ich bin während dieser Zeit dem Tod also mehrfach von der Schippe gesprungen.

Meine arme Frau

Meine Frau war natürlich total am Boden zerstört, und nur durch gutes Zureden und Hilfe von guten Freunden konnte sie das überhaupt alles halbwegs ertragen. Sie litt unter häufigen Panik-Attacken, auch da sie durch organisatorische Notwendigkeiten heillos überfordert war. Es kamen Mahnungen, da die nötigen Rechnungen nicht bezahlt wurden – sie konnte meine eMails nicht abrufen. Das Auto sollte stillgelegt werden, da die Versicherung abgelaufen war. Dank einer ungarischen Bekannten, die sich selbstlos als Dolmetscherin zur Verfügung stellte, konnte sie das noch zurechtbiegen.

Zu ihrem großen Stress kam erschwerend hinzu, dass sie mich die ganze Zeit überhaupt nicht besuchen durfte. Ich war schließlich auf der Covid-Intensivstation, wo niemand Zutritt bekam. Ihre Covid-Erkrankung war zwar abgeklungen, aber ein Besuch bei mir wurde ihr strikt verwehrt.

Meine Albträume - Horror!

Von alledem habe ich zunächst nichts mitbekommen. Die ersten Lebenszeichen fühlte ich beim langsamen Aufwachen aus dem Koma. Das dauerte etwa eine bis zwei Wochen. Bekannt ist, dass das Aufwachen aus dem Koma oft von schlimmsten Albträumen und Horrorvisionen, aufgrund der Medikation, begleitet ist. So erlebte ich das auch. Ich hatte nie in meinem Leben solch fürchterlichen Träume, die auch noch so realistisch waren, dass ich erste

Empfindungen der Realität über längere Zeit mit meinen Träumen vermischte und gar nicht wusste, wo ich überhaupt war, und was los gewesen ist. Ich hatte Träume, dass ich entführt worden sei und gefoltert wurde. Missbrauch kam noch hinzu. Ich wurde gezwungen, Drogen zu nehmen, und sogar selbst andere zu foltern. Immer wieder wurden mir Spritzen verabreicht (das war dann wieder real), von denen ich glaubte, ich solle damit an einer Flucht gehindert werden.

Denn ich merkte voller Panik, dass ich zu keinerlei Bewegungen fähig war und schrieb das meinen Peinigern zu. Wen wundert's, dass ich mich zu wehren versuchte, wenn man mir Spritzen verabreichen wollte. Sodass in meiner abschließenden Krankenbeurteilung zu lesen stand, dass ich – zumindest anfangs – ein unkooperativer Patient war. Nun ja, ich wusste ja auch nicht, dass ich mich im Krankenhaus befand, es erklärte mir niemand. Ich stand permanent größte Ängste aus, wie ich sie nie zuvor gekannt habe. Die Menschen um mich herum, waren von Kopf bis Fuß in seltsame Gewänder gehüllt, hatten merkwürdige Kopfbedeckungen auf und trugen Plexiglasmasken. Zudem sprachen sie zwar immer wieder auf mich ein, aber ich verstand sie nicht. Ich fühlte mich total alleine und von aller Welt verlassen. Ab und zu verstand ich mal ein deutsches, englisches oder französisches Wort. Mir wurde überhaupt nicht bewusst, dass man vor allem Ungarisch mit mir sprach. Ich wähnte mich – aufgrund meiner merkwürdigen Träume einmal in Frankreich, ein andermal in einem Pfälzischen Lager, und dann dachte ich – sogar noch Wochen danach – ich sei in Wien. Zwar wurde ich nach und nach klarer und realisierte dann auch irgendwann, dass ich im Krankenhaus bin und dass ich an Covid erkrankt war. Aber mich suchten immer noch Alpträume heim, die ich stets mit der Realität vermischte. Und diese waren sehr lebensnah. Noch heute kann ich ganze Passagen dieser üblen Träume vor meinem inneren Auge wie einen Film ablaufen lassen, wo ich sonst alle normalen Träume sofort vergesse.

Fehlende Kommunikation

Währenddessen bekam meine Frau dann zumindest einen täglichen Anruf vom behandelnden Arzt – aber sie musste immer sofort annehmen, ein zweites Mal rief er nicht an. Der Arzt versuchte mir einmal zu erklären, dass er mit meiner Frau in Verbindung stand. Und das verwunderte mich ganz besonders - war ich doch der Meinung, irgendwo im Ausland unterwegs zu sein. Ich hatte sogar permanent die Befürchtung, ich hätte sie verlassen. Das war auch noch Inhalt meiner Träume. Und ich hatte keinerlei Möglichkeit, meine Frau zu erreichen, und ihr zu erklären, dass ich sie nicht im Stich gelassen habe, sondern dass ich „entführt wurde“. Mein Handy funktionierte nicht mehr – in meinen Träumen wurde es mir auch gestohlen.

„Wie? Sie kennen meine Frau?“ warf ich dem Arzt vor, da ich die Zusammenhänge nicht verstand. Dass meine Frau stets Infos aus der Klinik bekam, haben wir übrigens dem Herausgeber der Budapester Zeitung, Jan Mainka zu verdanken - bei der schreibe ich ja eine regelmäßige Glosse. Der hat dort im Krankenhaus interveniert und mal gehörig auf den Tisch gehauen.

Meine Frau durfte mich nach wie vor nicht besuchen, auch als sie mal mit meiner Tochter vor der Tür stand, die extra mit ihren zwei Kindern aus Frankreich angereist kam, um meine Frau zu unterstützen. Aber davon bekam ich nichts mit. Irgendwo tauchte dann mein Handy auf, aber in meiner Verwirrung habe ich zu oft die falsche PIN eingegeben, bis nichts mehr ging.

Meine Frau besorgte mir dann ein neues und gab es für mich im Krankenhaus ab. Und nach einigen Versuchen, auch mit Hilfe meiner Physiotherapeutin, schaffte ich tatsächlich, mit ihr zu telefonieren. Sie klärte mich erstmal auf, was überhaupt passiert war, und dass ich keine Angst haben müsse, sondern in sicherer Obhut wäre. Ich konnte sie sogar per Video sehen. Sie mich allerdings auch. Ich muss furchtbar ausgesehen haben.

Erste Physio-Therapie

In den ganzen Wochen habe ich ca. 30 kg abgenommen, hatte keine Muskeln mehr. Es gab nur noch Knochen und einen Hautsack drumherum. Kein Wunder, dass ich mich überhaupt nicht mehr bewegen konnte. Zwar kam jeden Tag eine Physiotherapeutin, aber es dauerte lange, bis erste Fortschritte zu erkennen waren und ich dann irgendwann – allerdings mit Hilfe – das erste Mal für ein paar Sekunden stehen konnte, wenn auch auf sehr wackligen Beinen. Aber ich bekam dann regelmäßig Therapie, die mich allerdings sehr geschlaucht hat.

Um wieder zu Kräften zu kommen zwang ich mich regelrecht, entsprechend zu essen, was bei der angebotenen Kost allerdings kein Leichtes war. Offenbar wurde ich während des Komas nur flüssig per Infusion ernährt, anders ist der enorme Muskelverlust in dieser Zeit nicht zu erklären.

Enorme Schlafstörungen

Es ging mir da schon um einiges besser, vor allem, weil ich endlich Kontakt zu meiner Frau hatte. Wir telefonierten täglich – mit Video. Das hat mich etwas hoch gehalten. Was für mich allerdings ganz schrecklich war: ich konnte kaum schlafen. Ich war ja noch auf der Covid-Intensiv-Station, da war eine permanente Lauferei. Dauernd wurden irgendwelche Lichter an- und

ausgeschaltet, dazu dann das dauernde Piepsen und die Geräusche der Apparate: ich war ja noch an allerlei Überwachungsinstrumenten angeschlossen und bekam – zumindest zeitweise – noch Sauerstoff. Zwischendurch dämmerte ich immer mal weg und hatte da auch noch merkwürdige Träume. Ich war irgendwie immer noch der Meinung, ich sei auf der Flucht gewesen und hätte alles verloren: meine Papiere, mein Geld, meine Schlüssel. Mein Auto wählte ich an irgendeinem Autobahnparkplatz in Frankreich... ich versuchte dann zu recherchieren, welcher Parkplatz das wohl war. Da das ja nicht monatelang dort stehenbleiben konnte, wies ich meine Frau an, es irgendwie zu bewerkstelligen, das Auto dort abzuholen oder holen zu lassen... bis sie mir versicherte, dass das Auto bei uns zuhause auf dem Hof stand, meine Papiere, Schlüssel, meine Ringe und mein Geld dort in meinem Nachtschrank sind... ich brauchte auch ein paar Tage, das alles zu realisieren.

In der normalen Intensivstation

Dann, nach etwa zwei Monaten Covid-Intensiv-Station wurden meine PCR-Tests endlich negativ und man konnte mich auf die normale Intensivstation verlegen. Hier endlich durfte mich meine Frau besuchen, mit einer Sondergenehmigung vom Chefarzt – zwar nur eine Stunde am Tag und immer nur mit aktuellem PCR-Test, aber immerhin.



Sie kam fast jeden Tag, was meine Genesung schon einmal deutlich beschleunigte. Sie brachte mir immer etwas zu essen mit, auch Süßigkeiten, aber das meiste schmeckte mir gar nicht so, ich hatte immer noch Geschmacksstörungen. Dafür machte ich täglich Fortschritte in der Bewegung.

Nachdem ich an einem Tag fünfmal kurz aufstehen konnte – wobei „aufstehen“ nur bedeutete, dass ich mich am Rollator aus der Sitzposition in eine Stehposition hochzog und so ein paar Sekunden vor mich hin schwankte, bevor ich mich wieder aufs Bett fallen ließ – wurde ich mit Hilfe meiner

Therapeutin auf einen Stuhl gesetzt, was für mich schon eine große Kraftanstrengung bedeutete. Von da an musste ich immer im Sitzen essen, was eine Tortur war.

Besserung: auf die Normalstation

Etwa vier Wochen später waren meine Werte immer besser geworden, ich brauchte zwar immer wieder noch zusätzlichen Sauerstoff, musste aber nicht mehr rund um die Uhr überwacht werden. So hatte man mich auf die Normalstation verlegt. Zwar konnte ich dort besser schlafen (meine Frau hatte mir mittlerweile Ohrenstöpsel und Schlafbrille mitgebracht), aber ich lag dort meist stundenlang alleine herum, ohne dass irgendetwas passierte. Einmal am Tag kam ein Masseur, der mir Arme und Beine massierte, einmal die Physiotherapeutin - ich lernte, erste kleine Schritte zu machen. Und einmal kam auch für ein paar Minuten die Chefärztin mit ihrem gesamten Tross. Zum Glück war eine Krankenschwester dabei, die zumindest Französisch konnte, und mir alles wichtige übersetzte. Sonst geschah nicht viel... das Essen wiederholte sich in kurzen Abständen und war keinesfalls besser als vorher.

Ich sehnte mich so sehr nach Hause. Und ich fragte, ob es nicht möglich wäre, mich auf eigenen Wunsch zu entlassen. Irgendwann hatte sich dann auch meine Atmung soweit verbessert, dass ich nur ab und zu Sauerstoff benötigte. Das war schließlich auch zuhause möglich.

Dorthin wurde eine Sauerstoffflasche bestellt, und ein Krankenbett im Wohnzimmer ausgestellt. Meine Frau hatte zwar fürchterliche Angst, dass alleine nicht schaffen zu können, aber ich konnte sie beruhigen, dass wir beide das packen werden. Ich bestellte dafür auch einen Rollstuhl und einen Toilettenstuhl. Dazu noch eine Urinflasche und ein Blutsättigungsmesser sollte mir signalisieren, wenn ich Sauerstoff brauchte. Ich versprach mir von Geh- und Bewegungsübungen mit meiner Frau und vor allem mit viel besserem Essen weit größere Heilungschancen, und so kam es auch.

Endlich nach Hause

Ich wurde mit Rollstuhl zu einem Krankenwagen gefahren und sollte dort durch eine Seitentür einsteigen. Gut, aufstehen konnte ich schließlich schon, aber als ich dann versuchte, eine Stufe hochzusteigen, bin ich sofort zusammengeklappt. Die Muskeln verweigerten ihren Dienst. So musste man mich liegend transportieren. Die drei kleinen Stufen bei uns zuhause konnte ich auch noch

nicht selbstständig bewältigen, da mussten zwei starke Männer mich unterheben um mich ins Haus, ins Bett zu hieven. Oh je, das wird ja was werden.



Das Problem mit der Krankenversicherung

Zwar war ich sehr froh, dass ich endlich, nach genau 97 Tagen wieder zuhause war. Aber das weitere Prozedere gestaltete sich sehr schwierig. Ich bin in Deutschland privatversichert, was dort sehr vorteilhaft ist. In Ungarn ist das

allerdings anders: da gibt es nur eine gesetzliche Krankenversicherung. Man hat eine Krankenkarte, und mit der kann man überall hin: Arzt, Krankenhaus, Apotheke... Zwar kann ich mir überall Rechnungen ausstellen lassen und die bei meiner Kasse einreichen, aber vielen ungarischen Ärzten ist das zu kompliziert und die behandeln einen dann nicht. Vor allem die niedergelassenen Hausärzte stellen sich da meist quer. Zwar gibt es private Arzthäuser mit allen Spezialärzten, die man sich vorstellen kann, aber die machen keine Hausbesuche. So stand ich vor dem Dilemma, dass ich, gerade entlassen, nicht gehfähig und noch auf zusätzlichen Sauerstoff angewiesen, keinen behandelnden Arzt hatte. Zwar hatte meine Frau einen Hausarzt ausfindig gemacht, der Rechnungen ausstellt, und zur Not auch kommen könnte, aber wir hofften, dass diese Not nie eintritt. Nein, wir versuchten das, alleine zu stemmen – und letztendlich haben wir das auch geschafft.

Zudem hatten wir die Hilfe einer Heilpraktikerin, die ab und zu kam und mich massierte, und die sich auch in der Krankengymnastik auskannte und mir nützliche Tipps geben konnte. Gerne erinnere ich mich an die „Heiße Rolle“: zwei Handtücher werden zusammengerollt und mit kochendem Wasser gefüllt. Dann berührt man damit in kurzen Berührungen den Rücken und den Nacken. Das regt die Lungen zu kleinen Bewegungen an und unterstützt das Abhusten.

Gymnastik zu Hause

Vor allem durch die Übungen mit meiner Frau machte ich dann in den nächsten Wochen enorme Fortschritte. Wo ich im Krankenhaus täglich eine 20-minütige Reha hatte, so lange bis ich total erschöpft war, haben wir die nötigen Übungen zu Hause kürzer gestaltet, dafür häufiger: am Rollator ein paar Meter gehen, dann kam immer noch ein Schritt dazu... bis ich es in den nächsten Raum geschafft hatte... und das dann eben fünf, sechsmal am Tag. Auch Treppen haben wir gelernt. Angefangen mit einem dicken Bildband, auf den ich, an der Hand meiner Frau, immer wieder auf und ab stieg. Lustigerweise hieß der Bildband: „Die Welt von oben“. Nomen est omen. Nach zehn Schritten war ich dann zwar sehr erschöpft, musste mich ins Bett zurückfallen lassen ließ und brauchte Sauerstoff. Dann kam ein zweiter Bildband dazu, dann ein dritter... bis der Stapel so hoch war, dass er dem Treppenabstand unserer Treppe überragte. Darauf folgten kleine Übungen an der Treppe. Zwischenzeitlich konnte ich auch schon meine kleinen Runden durchs Zimmer frei gehen ohne Rollator... und das wurde – vor allem durch die vielen kleinen, aber stetigen Übungen – immer besser. Bis wir sogar mal in den Garten gehen konnten (zuerst mit Rollstuhl). Zur Toilette konnte ich endlich auch alleine gehen, danke einer Toilettensitzerhöhung, die meine Frau besorgt hatte.

Endlich mal wieder raus

So wurde alles nach und nach besser. Ein nächster Meilenstein war: ins Auto einsteigen und vor allem wieder hinaus. Ja, es war eine echte Sternstunde, als wir das erste Mal, etwa acht Wochen nach Entlassung aus dem Krankenhaus, in den Nachbarort fahren konnten um dort im Eiscafé ein Eis zu essen.

Nun konnten wir endlich auch mal zum Arzt gehen, der schickte mich auch gleich ins Labor. Weitere Arztbesuche folgten in den nächsten Monaten: Lungenarzt (da bekam ich „endlich“ einen Termin im Krankenhaus nach sechs Monaten), dort wurde auch ein CT der Lunge gemacht mit dem Ergebnis, dass 30% des Lungengewebes zerstört war. Man sagte mir, das könne sich wieder verbessern, es könne aber auch sein, dass das für immer so bleibt. Aber selbst wenn, bis dahin konnte ich wenigstens wieder gehen (wenn auch nicht allzu weit, aber immer ein Stückchen weiter), Autofahren, Treppensteigen, selbstständig, auch auswärts zur Toilette gehen und kam dem normalen Leben immer näher. Ab und zu konnten wir auch ins Thermalbad gehen, was mir besonders gut tat.

Zwischenzeitlich ist auch der Husten stark zurückgegangen und ich konnte wieder freier atmen. Auch mein Geschmack ist wieder gekommen und die Schlaflosigkeit hat abgenommen. Muskelschmerzen, die häufig eine Folge von Covid ist, wurden – nach Besuch beim Orthopäden und einem MRT – auch langsam besser... zudem habe ich jetzt noch einige Stunden Reha mit medizinischer Gymnastik und Atemtechnik. Immer wieder, wenn wir den behandelnden Ärzten den Krankenbericht aus dem Krankenhaus zeigten, schauten die immer total verblüfft und meinten, da hätte ich wirklich ungeheures Glück gehabt, das überlebt zu haben. Ja, ich bin meinen Ärzten sehr dankbar und vor allem meiner Frau für ihre unendliche Geduld und ihre gute Küche. Auch so vielen Menschen bin ich dankbar: hunderte von eMails, Briefen, Anrufen mit Genesungswünschen haben mich erreicht. So viele haben Anteil genommen, mich aufgebaut, an mich gedacht und auch für mich gebetet.

Jeden Tag etwas besser... langsam auf dem Weg zur Normalität

Es war alles in allem eine Art Wiedergeburt: dem Tod mit sehr großem Glück von der Schippe gesprungen und dann nach und nach vieles neu erlernt und jeden Meilenstein haben wir genossen: der erste kleine Spaziergang außerhalb unseres Grundstückes, das erste Mal die Treppen in unserem Haus in die obere Etage, erstmalig auswärts essen gehen, dann auch mal Freunde besuchen, das

erste Mal selbst Auto fahren, das erste Mal selbstständig in unseren Pool steigen und wieder raus (gerade von niedrigen Sitzgelegenheiten aufstehen war lange Zeit ein Kraftakt), das erste Mal auch alleine duschen, dann das erste Mal sogar ein bisschen Rasen mähen, Geschirrspülen, selbst mal kochen... wieder mal Oboe spielen (das ging sogar noch, wenn auch mit mehr Anstrengung). Man freut sich über jede kleine neu bewältigte Herausforderung. Und vor allem: wir haben das alles selbst geschafft und sind sehr stolz darauf. Diese Krankheit, und wie wir damit umgegangen sind, hat uns auf jeden Fall stärker zusammengeschweißt.



Im Sommer haben wir den Besuch meiner Tochter und unserer zwei Enkel genutzt und ein großes Gartenfest veranstaltet. Das Motto war: „Hurra wir leben noch“. Da haben wir alle Freunde eingeladen, die für uns eine große Hilfe waren. Vor allem diejenigen, die während meiner schlimmsten Phase, meiner Frau durch tatkräftige Hilfe, gutes Zureden, und auch durch moralische Unterstützung geholfen haben. Um denen zu danken, haben wir also ein großes Fest mit knapp 30 Gästen bei uns im Garten gefeiert..

Dort habe ich auch mit meinen Gästen gesungen, Gitarre und Klavier gespielt... es war fast so wie früher. Und jetzt fehlt nicht mehr viel, und ich bin wieder der Alte. Ich denke, in zwei Monaten – also genau nach einem Jahr – bin ich wieder soweit. Selbst wenn das Atmen dann immer noch etwas eingeschränkt sein sollte. Man gewöhnt sich bekanntlich an alles...